

EIN PHILOSOPHISCHER ESSAY

DER SCHÖPFER

Jenseits des Gehorsams

MAKSYM STEPANENKO

Über Gewissen, Freiheit und die Möglichkeit neuer Welten

ERSTE DEUTSCHE AUSGABE

OTTAWA · 2026

DER SCHÖPFER

Jenseits des Gehorsams

Über Gewissen, Freiheit und die Möglichkeit neuer Welten

MAKSYM STEPANENKO

Ein philosophischer Essay · Ottawa · 2026

Inhalt

Über dieses Buch

DAS RECHT ZU ZWEIFELN

Vorwort. Der Zweifel, mit dem alles begann

Erstes Kapitel. Vor dem ersten Schuss

Zweites Kapitel. Ein Wesen, das Wunder wirken kann

Drittes Kapitel. Hochmut an der Schwelle des Tempels

EINE WELT OHNE VORAB GEFÄLLTES URTEIL

Viertes Kapitel. Das Universum hat kein Pluszeichen

Fünftes Kapitel. Das Recht des Urhebers

Sechstes Kapitel. Strahlen, die zur Quelle zurückkehren

Siebtes Kapitel. Wenn die Stille zu sprechen beginnt

DIE WERKSTATT DER WELTEN

Achtes Kapitel. Die Werkstatt eines gewöhnlichen Menschen

Neuntes Kapitel. Nach der Pyramide

Zehntes Kapitel. Der Tod der Form, das Leben des Stoffes

Elftes Kapitel. Eine Macht, die loslassen kann

Zwölftes Kapitel. Drei Entwürfe für ein Universum

DIE FREIHEIT DES GESCHAFFENEN

Dreizehntes Kapitel. Wer die Frage nicht loslässt

Epilog. Ein Anfang, kein Gipfel

Nachwort. Was in diesem Buch Hypothese ist

Wegweiser zum Weiterlesen

NACH DEM BUCH: EINE WERKSTATT DER FRAGEN

Werkstatt. Nicht einmal diesem Buch aufs Wort glauben
Zwölf Fragen, die offen bleiben
Entwurf einer persönlichen Ethik des Schöpfers
Die letzte Seite. Eine unvollendete Karte
Über den Autor
Impressum

Über dieses Buch

Wer hat das Recht zu entscheiden, was gut und was böse ist? Und gibt die Fähigkeit, eine Welt zu erschaffen, das Recht, über das Leben ihrer Bewohner zu verfügen?

Alles beginnt mit dem Zweifel eines Menschen, der einen Befehl von höchster Stelle ausführen soll. Von den Fragen an die *Bhagavad Gita* und an alte Erzählungen wendet sich das Gespräch der Macht zu, dem Gewissen, dem Wesen des Bewusstseins und einer möglichen Zukunft, in der Schöpfer nicht mehr übereinanderstehen, sondern lernen, nebeneinander zu bestehen.

Der Schöpfer. Jenseits des Gehorsams ist ein philosophischer Essay über Freiheit, Verantwortung und den Preis der Gewissheit. Er ist weder ein religiöser Traktat noch der Versuch, den Bau des Universums zu beweisen. Er lädt dazu ein, nachzudenken, selbst schöne Wahrheiten anzufechten und eine Moral zu suchen, deren Anfang die Fähigkeit ist, den anderen zu hören – und nicht der Gehorsam.

Den Abschluss bilden eine Werkstatt und Fragen zum eigenen Nachdenken.

DAS RECHT ZU ZWEIFELN

Vorwort. Der Zweifel, mit dem alles begann

In der Dämmerung wirkt ein Zimmer größer. Der Tisch ist abgeräumt, draußen erlöschen die Fenster der Nachbarhäuser, und nur ein einziger Gedanke will nicht leiser werden: Wenn jemand imstande ist, ein ganzes Universum zu erschaffen – bin ich dann verpflichtet, ihn für gut zu halten? Die Frage ist unbequem, und zwar nicht, weil es verboten wäre, sie zu beantworten. Unbequem ist sie, weil sie uns zwingt, alle Wörter zu überprüfen, mit denen wir uns gegen das Unbekannte zu schützen gelernt haben: „heilig“, „höher“, „vorherbestimmt“, „muss“.

Ein gewöhnlicher Mensch hat für diese Auseinandersetzung weder ein Labor jenseits des Kosmos noch Zugang zum Archiv der Ewigkeit. Er hat nur seine Lebenserfahrung, die Fähigkeit zu denken, die Zeugnisse anderer – und die beunruhigende Möglichkeit, eine schöne Erklärung für einen Beweis zu halten.

Stellen wir uns vor, jemand tritt an einen Menschen heran und erklärt: „Um das Ganze zu retten, musst du einen Teil opfern.“ Der Mensch fragt, warum. Man zeigt ihm eine Weltkarte, die Geschichte der Kriege, alte Bücher und schließlich eine furchterregende Vision des kosmischen Abgrunds. „Verstehst du jetzt?“, fragt der Besucher. Die schwierigste Frage stellt sich jedoch erst danach: Woher wissen wir, dass Macht über die Wirklichkeit auch Macht über eine moralische Entscheidung verleiht?

Diese Überlegung wird keinen bequemen Sieger hervorbringen. Hier wird weder Gott schuldig gesprochen noch dem Menschen recht gegeben. Wir versuchen vielmehr, das Verfahren selbst zu zerlegen: Wer darf das endgültige Urteil fällen, worauf

kann sich dieser Richter stützen, und welchen Preis für einen Irrtum zahlt derjenige, dem man das Wort verweigert hat?

Beginnen müssen wir mit einer alten Szene, in der ein Mann mit der Waffe in der Hand plötzlich keine Feinde mehr vor sich sieht, sondern wieder Menschen.

Das Recht zu fragen ist vielleicht das wichtigste Geschenk, das uns ein Schöpfer – welcher auch immer – machen kann.

Dieser Essay ist aus einem langen Dialog hervorgegangen. Er begann mit Episoden des indischen Epos, kam dann auf das Problem göttlicher Gebote, auf das Gefüge von Gut und Böse, auf das Wesen des Absoluten und schließlich auf die Hypothese, dass bewusste Wesen nicht bloß geschaffen sind, sondern nach und nach selbst zu Schöpfern werden. Es wird hier nicht versucht, die Existenz Gottes, einer geistigen Evolution oder vieler Universen zu beweisen. Untersucht wird, welche Schlüsse tatsächlich aus unseren Voraussetzungen folgen und welche wir nur aus Gewohnheit für selbstverständlich halten.

Sein Grundgedanke ist einfach und unbequem: Selbst wenn jemand das Dasein erschaffen hat, muss die Freiheit des Geschaffenen kein Fehler ihres Urhebers sein. Vielleicht ist gerade sie der Sinn der Schöpfung.

Unterwegs werden wir mehrmals auf unsere eigenen schönen Schlüsse verzichten müssen. Das Gute wird sich als etwas anderes erweisen als das Schaffen. Die Zerstörung als etwas anderes als das Böse. Macht als etwas anderes als moralische Autorität. Und geistiges Reifen wird vielleicht keinem Aufstieg zum Thron gleichen.

Und wenn nach all diesen Rückzügen doch ein Bild des Schöpfers entsteht, dann vielleicht das eines Wesens, das nicht nur erschaffen kann, sondern auch das Geschaffene loszulassen vermag.

Erstes Kapitel. Vor dem ersten Schuss

Vor einer Schlacht ist nichts abstrakt. Die Nüstern des Pferdes sind feucht; hinter den erhobenen Lanzen regen sich vertraute Gesichter. Von Weitem sehen die beiden Heere wie zwei dunkle Streifen aus, doch aus der Nähe zerfällt ein Streifen in einzelne Menschen: Ein Alter rückt einen Riemen zurecht, ein Junge hält zum ersten Mal eine Waffe, jemand denkt an zu Hause. Im Epos bilden diese Einzelheiten keine eigene, reportagehafte Szene; sie helfen uns, uns vorzustellen, was das abstrakte Wort „Krieg“ gewöhnlich verbirgt.

Gerade deshalb ist Arjunas Widerstand so wichtig. Solange der Streitwagen noch auf seinen Platz zwischen den Heeren zurollt, lässt sich der Streit mit Wörtern wie „Gerechtigkeit“, „Königreich“ und „Pflicht“ führen. Sobald er die Gesichter sieht, tritt eine andere Sprache an ihre Stelle – die Sprache konkreter Verluste.

Im *Mahabharata* steht Arjuna zwischen zwei Heeren und weigert sich zu schießen. Auf der einen Seite stehen Verwandte, Lehrer und Freunde; auf der anderen dieselben Menschen, nur auf andere Weise mit ihm verbunden. Der Krieg verspricht, die Gerechtigkeit wiederherzustellen, doch sein Preis sind die Körper von Menschen, die er beim Namen kennt. Sein Zögern nennt man gewöhnlich Schwäche, Anhaftung, Mangel an geistiger Entschlossenheit. Man kann die Frage aber auch umkehren: Was, wenn Arjunas Zweifel die wichtigste moralische Leistung dieser ganzen Episode ist?

Zweifeln heißt nicht, die Pflicht zu leugnen. Es heißt, dass das Wort „Pflicht“ allein die Folgen einer Tat nicht aufheben kann.

Man kann für die Gerechtigkeit eintreten und zugleich nicht töten wollen. Man kann einsehen, dass Widerstand notwendig ist, und dennoch den Nachweis verlangen, dass gerade der Krieg die notwendige Form dieses Widerstands ist.

Doch es wäre zu billig, aus diesem Helden einen modernen Pazifisten zu machen, dem ein alter Gott eine überholte Moral aufzwingt. Die *Bhagavad Gita* spricht nicht nur von den Opfern des Krieges. Sie fragt, wie man handeln soll, wenn auch das Nichthandeln Schaden anrichtet. Arjuna ist kein ziviler Zuschauer, der beschlossen hat, einfach niemanden anzurühren. Er ist ein Krieger, Partei in einem politischen Konflikt, Träger von Pflichten, von denen andere abhängen. Auch der Verzicht auf den Kampf kann die Macht jemandem in die Hände spielen, der bereit ist, sie ohne jede Schranke zu gebrauchen.

Wir befinden uns mitten in einer echten Tragödie: Zwei moralische Forderungen prallen aufeinander, und keine Formel vermag beide unversehrt zu bewahren. Verteidige die Gerechtigkeit. Mach Menschen nicht zum Mittel. Manchmal lassen sich beide nicht vollständig erfüllen. Aus ihrem Zusammenstoß folgt aber noch nicht, dass eine von ihnen für immer außer Kraft gesetzt werden darf.

Ein hohes Ziel entbindet nicht von der Pflicht, die Notwendigkeit der Mittel zu beweisen.

In der *Bhagavad Gita* entfaltet Krishna vor Arjuna eine andere Sicht: Das Leben des Körpers ist vergänglich, das wahre Selbst unzerstörbar; man soll handeln, ohne am Lohn zu hängen; das Schicksal der Krieger erscheint als Teil einer umfassenderen kosmischen Ordnung. Innerhalb der religiösen Erzählung beziehen diese Argumente ihre Kraft aus der göttlichen Natur dessen, der

sie ausspricht. Sobald man jedoch vom Epos zur praktischen Ethik übergeht, entsteht eine Spannung.

Wenn das Töten damit gerechtfertigt wird, dass alle sterblich sind, lässt sich der Tod überall rechtfertigen. Wenn Vernichtung mit einer künftigen Harmonie erklärt wird, muss man zeigen, warum diese Harmonie nicht auf anderem Weg zu erreichen ist. Wenn der Befehl von einem höchsten Wesen ausgeht, muss geklärt werden, woher wir wissen, dass es wirklich das höchste ist – und dass die Höhe seiner Stellung zugleich die Höhe seiner Moral ist.

Das *Mahabharata* ist zu vielschichtig, um sich auf die Losung „Der Zweck heiligt die Mittel" verkürzen zu lassen. Es hebt die Trauer der Sieger nicht auf und verwandelt das Schlachtfeld nicht in einen keimfreien Operationssaal. Gerade deshalb liest man es mit größerem Gewinn als Tragödie der moralischen Wahl denn als Ablassbrief für Gewalt im Namen hoher Worte.

Viele Jahrhunderte später wird Gandhi vorschlagen, dieses Schlachtfeld auch als inneres Drama des Menschen zu lesen. Die christliche Ethik der Feindesliebe wird der Vergeltung eine andere Grenze setzen. Und auch die Gewaltlosigkeit wird auf eigene harte Fragen stoßen: Was tun mit jemandem, der unsere Friedfertigkeit als Waffe gegen die Schwachen benutzt?

Und doch bleibt vor dem ersten Schuss eine Sekunde, die die Geschichte allzu oft streicht. Eine Sekunde, in der man fragen kann: „Haben wir wirklich alles andere ausgeschöpft?" Vielleicht beginnt die Moral genau dort – mit der Weigerung, diese Sekunde zu streichen.

Zweites Kapitel. Ein Wesen, das Wunder wirken kann

Denken wir an keinen Tempel und kein Schlachtfeld, sondern an einen Platz in einer großen Stadt. Über den Dächern öffnet sich ein leuchtender Riss, und ein Fremder tritt daraus hervor. Er kennt den Namen jedes Anwesenden, hebt Steine mit einem einzigen Blick und zeigt ein Bild der Zukunft von solcher Genauigkeit, dass die Zweifler verstummen. Dann verlangt er eine Tat, die noch am Morgen allen unzulässig erschienen wäre.

Wir wollen seine Fähigkeiten nicht als Taschenspielertricks abtun: In diesem Gedankenexperiment sind sie echt. Umso strenger wird die Frage. Wenn wirklich ein Wunder geschehen ist – welche Behauptung genau hat es bewiesen?

Angenommen, wir haben ein Wesen vor uns, das die Materie verändern, Ereignisse vorhersehen und Welten zeigen kann, von denen wir nichts ahnten. Es behauptet, das Universum erschaffen zu haben. Räumen wir sogar ein, dass alle seine Wunder echt sind.

Was ist damit bewiesen? Seine Macht. Vielleicht sein Wissen. Aber nicht seine Güte.

Zu wissen, was geschehen wird, ist nicht dasselbe wie zu wissen, was geschehen soll. Die Fähigkeit zu erschaffen ist nicht dasselbe wie das Recht zu zerstören. Wer über Raum und Zeit gebietet, hat damit noch nicht bewiesen, dass er Gerechtes und Ungerechtes fehlerlos unterscheiden kann. Die Frage erledigt sich auch dann nicht, wenn unser Gegenüber tatsächlich der Schöpfer

ist. Im gewöhnlichen Leben wird dieser Fehler ständig begangen, nur tritt an die Stelle des Wunders die Macht. Jemand versteht es, Milliarden zu verdienen – und man fragt ihn nach dem Sinn des Lebens. Jemand kann Armeen führen – und seine Worte gelten als Maßstab der Gerechtigkeit. Jemand baut eine Technologie, die funktioniert – und erhält plötzlich einen Vertrauensvorschuss in Fragen der Freiheit, die seine Technologie nie untersucht hat.

Wir übertragen Kompetenz von einem Gebiet auf ein anderes, als wäre Stärke an sich schon ein universeller Beweis. Doch weder der Erfolg noch die Gabe der Vorhersage, nicht einmal die tatsächliche Erschaffung einer Welt liefern eine fertige Antwort auf die Frage, was man mit denen tun darf, die in ihr leben.

Ein Wunder beweist eine außergewöhnliche Macht. Ein moralisches Recht beweist es nicht.

Hier stellt sich ein altes Dilemma, bekannt aus Platons *Euthyphron*: Ist das Gute gut, weil die Gottheit es will, oder will die Gottheit es, weil es gut ist? Im ersten Fall droht die Moral von einem Willen abzuhängen, den wir nicht beurteilen können. Im zweiten ist der Maßstab des Guten in gewissem Sinn logisch unabhängig vom Befehl selbst.

Es gibt auch eine dritte Antwort: Die göttliche Natur ist mit dem Guten identisch, darum kann Gottes Wille nicht willkürlich sein. Für den aber, der vor dem Wundertäter steht, bleibt das praktische Problem bestehen. An welchen Zeichen lässt sich diese Natur von einer unendlich begabten Nachahmung unterscheiden? Und warum sollte ausgerechnet die Fähigkeit zu zweifeln als Kränkung des Höchsten gelten?

Vielleicht liegt darin das Mindestrecht eines bewussten Wesens: Selbst wenn es ein Wunder gesehen hat, muss es das

Wunder nicht für einen moralischen Beweis halten.

Der Fremde auf dem Platz mag tatsächlich die Sterne erschaffen haben. Seine Kraft mag unvorstellbar sein. Ist er weise, dann sollte er die Frage eines Wesens aushalten können, dem er selbst die Fähigkeit zu fragen verliehen hat. Ist ihm die Frage unerträglich, ist umso mehr Vorsicht geboten.

Der gefährlichste Hochstapler ist schließlich nicht der, der gar nichts kann. Gefährlicher ist der, dessen echte Macht uns vergessen lässt, dass Macht und Güte zwei verschiedene Fragen sind.

Drittes Kapitel. Hochmut an der Schwelle des Tempels

In einer kleinen Gruppe sitzen Menschen im Kreis. Das Gespräch kommt auf geistige Reife. Ein Teilnehmer fragt, warum er sich vor einer Macht verneigen soll, solange er nicht weiß, ob sie gut ist. Der Leiter sieht ihn mit geduldiger Traurigkeit an und antwortet: „Du verstehst es noch nicht. Dir steht dein Hochmut im Weg.“ Man muss in dieser Szene nicht über Beweggründe rätseln: Der Mann mag es vollkommen aufrichtig gemeint haben. Worauf es ankommt, ist etwas anderes – die Logik der Antwort selbst.

Gilt Zweifel stets als Symptom geistiger Unreife, wird jeder Einwand zum Beweis dafür, dass der Lehrer recht hat. Der Schüler hat verloren, bevor er überhaupt ein Argument vorbringen konnte.

Eines der bequemsten Mittel, einen Streit zu beenden, besteht darin, Widerspruch Hochmut zu nennen. „Du bist noch nicht so weit“, „du musst dich beugen“, „wenn die Zeit gekommen ist, wirst du verstehen“. In solchen Sätzen kann aufrichtige Fürsorge liegen. Doch sie fügen sich leicht zu einem geschlossenen System: Der Einwand wird zum Symptom der Unreife erklärt und der Wunsch, das Argument zu prüfen, zur weiteren Bestätigung der Diagnose.

Gewiss kann Starrsinn dem Verstehen im Weg stehen. Ein Mensch kann Ideen tatsächlich nur deshalb ablehnen, weil ein anderer sie vorgebracht hat. Doch wer dem Hochmut entsagt, entsagt damit nicht seiner Urteilskraft. Demut vor der Wahrheit

sollte man nicht mit Demut vor jemandem verwechseln, der ein Monopol auf die Wahrheit beansprucht. Aber auch der Zweifelnde erhält keinen Freibrief. Es gibt eine Lust am Widerspruch um seiner selbst willen. Sie gibt sich gern als Unabhängigkeit aus. Abgelehnt wird dann womöglich weniger der Inhalt eines Gedankens als das demütigende Gefühl, dass er von außen kam. Ein solches Aufbegehren ist um nichts freier als blinder Gehorsam: Auch über ihm herrscht eine uneingestandene Abhängigkeit.

Die eigentliche Probe kritischen Denkens ist daher eine doppelte. Kann ich einem Menschen misstrauen, dem alle vertrauen? Und kann ich ihm recht geben, wenn seine Argumente wirklich stark sind, auch wenn mir schon die bloße Tatsache fremder Überlegenheit zuwider ist? Erst beide Fähigkeiten zusammen machen den Zweifel zu einer redlichen Methode.

Demut ist die Bereitschaft, sich zu irren – keine Pflicht zu schweigen.

Man kann einräumen, dass man sich irren mag, und trotzdem sagen: „Ich werde keinen Schaden anrichten, nur weil du ihn heilig nennst.“ Eine solche Haltung erhebt nicht zwangsläufig Anspruch auf Allwissenheit. Im Gegenteil, sie bekennt sich zur Ungewissheit: Ich weiß nicht alles, und darum will ich keine unumkehrbare Tat auf eine unbestätigte Behauptung hin begehen.

Auch die Überzeugung des Lehrers, recht zu haben, kann eine Form von Hochmut sein. Mehr noch: eines Hochmuts, der nichts zu beweisen braucht, weil er gelernt hat, sich Gehorsam gegenüber Gott zu nennen.

Reifer Zweifel hat zwei Seiten. Er kann fremder Autorität widerstehen, und er kann die eigenen Schlüsse überprüfen.

Bleibt nur eine dieser Seiten, wird gewöhnliche Rebellion aus ihm. Beide zusammen machen ihn zu einer Methode der Erkenntnis.

Hier verläuft die kaum sichtbare Grenze zwischen Erziehung und Abrichtung. Ein Lehrer, der den Schüler allmählich befähigt, ohne Lehrer auszukommen, macht die Welt größer. Ein Lehrer, der für immer einen unreifen Schüler braucht, macht seine eigene Macht größer.

Vielleicht besteht die strengste Prüfung eines geistlichen Lehrers darin, sein Wissen beiseitezulassen und zu fragen, wie er auf ein ruhiges, begründetes „Nein“ reagiert.

EINE WELT OHNE VORAB GEFÄLLTES URTEIL

Viertes Kapitel. Das Universum hat kein Pluszeichen

Im Winter sieht ein Garten verwüstet aus. Kahle Zweige, erfrorenes Gras, eine Erde, aus der alles Lebendige gewichen scheint. Doch unter der dünnen Eiskruste arbeiten Mikroben, altes Laub wird zur Nahrung für neue Wurzeln, und unsichtbare Vorgänge bereiten den Frühling vor. Beurteilten wir den Garten allein nach dem Wachstum, erschiene der Winter als Übel. Beurteilten wir ihn allein nach dem Verfall, sähe der Frühling wie eine sinnlose Abweichung aus.

Wir sind es gewohnt, das Geschehen auf einer Skala von Plus und Minus einzutragen. Die Natur liefert die Ereignisse aber nicht mit fertigen Vorzeichen. Die setzen wir selbst – und vertauschen sie oft, sobald wir den Ausschnitt erweitern.

Gewöhnlich zeichnet man die moralische Wirklichkeit als Skala. Das Schaffen ist der positive Pol, die Zerstörung der negative. Irgendwo dazwischen liegt die Null, der neutrale Zustand des Universums. Doch dieses Schema macht aus einer physikalischen Beschreibung viel zu schnell eine moralische Schlussfolgerung.

Wenn ein Stern explodiert, zerstört er eine bestehende Ordnung und schafft die Bedingungen, unter denen neue Elemente und Systeme entstehen. Ein Chirurg schneidet in lebendes Gewebe, um ein Leben zu retten. Ein Tumor wächst, bildet neue Zellen und dehnt seine eigene Struktur aus. Schaffen und Zerstö-

ren für sich genommen verraten uns nicht, was unsere Zustimmung verdient.

Wir brauchen ein weiteres Kriterium. Vielleicht das Wohlergehen bewusster Wesen. Vielleicht ihre Freiheit. Vielleicht die Fähigkeit lebender Systeme, sich weiterzuentwickeln. Vielleicht ein ganz anderes Prinzip, das wir noch nicht in Worte gefasst haben. Wichtig ist nur, die Suche nicht durch fertige Wörter zu ersetzen.

Dann kommt die Versuchung, überhaupt nicht mehr zu urteilen: Wenn keine kosmische Skala zu sehen ist, muss auch der Unterschied zwischen Fürsorge und Grausamkeit erfunden sein. Das ist ein zu rascher Sprung. Dass in den Gleichungen der Planetenbewegung keine Moral vorkommt, zeigt nicht, dass es im Leben fühlender Wesen keinen Wert gibt. Die Farbe steht nicht in der Formel der Gravitation, und doch gibt es das Sehen.

In der Philosophie ist es hilfreich, den moralischen Realismus, der unabhängige moralische Tatsachen zulässt, von Antirealismus und Konstruktivismus zu unterscheiden, die den Ursprung unserer Urteile jeweils anders erklären. Für unsere Untersuchung kommt es weniger darauf an, sich vorab für eine Schule zu entscheiden, als drei Ebenen auseinanderzuhalten: was geschieht, wie es erlebt wird und wie wir handeln sollen.

Zerstörung beschreibt eine Veränderung. Das Böse ist ein moralisches Urteil. Wer beides verwechselt, erhält eine falsche Kosmologie.

Wenn es im Universum kein objektiv existierendes „Gutes“ als besondere kosmische Substanz gibt, verschwindet damit nicht das Leiden. Der Schmerz bleibt wirklich für den, der ihn empfindet. Doch um von der Tatsache des Schmerzes zu der morali-

schen Pflicht zu gelangen, ihn zu lindern, braucht es ein Argument. Hier endet die Physik, und die Philosophie beginnt.

Man kann moralischer Realist sein und annehmen, dass es unabhängige moralische Tatsachen gibt. Man kann Antirealist sein und in moralischen Urteilen den Ausdruck menschlicher Haltungen sehen. Man kann Konstruktivist sein, für den Normen aus den Bedingungen eines vernünftigen Zusammenlebens hervorgehen. Vorerst lässt sich keine dieser Positionen zum unbestrittenen Ergebnis unserer Überlegung erklären.

Eine schlechte Abkürzung können wir aber schon jetzt aufgeben: Das Gute ist nicht einfach ein anderer Name für das Schaffen, das Böse nicht einfach ein anderer Name für die Zerstörung.

An dieser Stelle möchte man einen Schlusspunkt setzen und erklären: Das Gute ist das Leben, das Böse der Tod. Doch ein Organismus kann auf Kosten eines anderen leben; der Tod einer Zelle kann einen ganzen Körper retten; das Fortbestehen einer ungerechten Ordnung kann mehr Schaden anrichten als ihr Sturz. Die Welt hat kein einziges, einfaches Vorzeichen, das in jedem Maßstab gleich bliebe.

Wenn wir den Wert des Lebens verteidigen wollen, müssen wir das ernsthafter tun als mit einer Metapher vom Frühling. Und vielleicht lautet die schwierigste Frage überhaupt: Warum sollte das Erleben eines Wesens, dem etwas wehtut, für jemanden zählen, der keinen Schmerz empfindet?

Fünftes Kapitel. Das Recht des Urhebers

Auf dem Schreibtisch liegt ein unvollendetes Buch. Der Autor kann eine Seite löschen, eine Figur streichen, den ganzen Text vernichten. Niemand wird fragen, welche Rechte die Figur hatte: In einem gewöhnlichen Roman ist eine Figur kein eigenständiges Bewusstsein. Nun aber stellen wir uns ein Buch anderer Art vor – eine Welt, deren Bewohner tatsächlich Zeit durchleben, Erinnerungen bewahren und Glück von Angst unterscheiden.

Die Hand des Autors hält noch immer die Feder. Nur eines hat sich geändert: Auf der anderen Seite des Blattes gibt es jetzt Wesen, für die die Welt wirklich ist. Und mit ihnen ist eine moralische Frage entstanden, die sich bei einem gewöhnlichen Manuskript nie gestellt hat.

Ein Mensch hat einen Mechanismus gebaut und hat das Recht, ihn zu benutzen. Was aber, wenn der Mechanismus eines Tages beginnt, sein eigenes Dasein zu erleben? Wenn er ein Gedächtnis, Ziele, Angst vor Schmerz und die Fähigkeit erwirbt zu fragen: „Mit welchem Recht schaltest du mich ab?“

Dass man etwas hergestellt hat, beantwortet die Frage nach seiner Herkunft. Die Frage, wie man mit dem Hergestellten umgehen darf, beantwortet es nicht von selbst. Eltern haben ihrem Kind das Leben geschenkt, doch das Kind ist nicht ihr Eigentum. Ein Autor darf einen Roman schreiben, aber das Verhältnis zu einem wirklich eigenständigen Bewusstsein ist ein anderes als das Verhältnis zu einem Manuskript.

Eltern schaffen die Bedingungen dafür, dass ein Kind entsteht, doch dadurch wird das Kind nicht zu ihrem Besitz. Ein Ingenieur

kann ein Gerät zusammenbauen; erwirbt das Gerät aber irgendwann echte subjektive Erfahrung, dann reicht das Verhältnis von Benutzer und Werkzeug nicht mehr aus. Welchen moralischen Status es hätte, bleibt zu untersuchen; die bloße Tatsache seiner Herkunft kann die Untersuchung jedoch nicht abschließen.

Ein göttlicher Schöpfer muss natürlich weder Eltern noch einem Ingenieur gleichen. Er könnte alle Folgen dessen kennen, was geschieht. Doch Allwissenheit ist eine Hypothese über Wissen, ein Recht dagegen eine Aussage darüber, was zulässig ist. Zwischen beiden braucht es noch immer eine Brücke. Und selbst wenn es diese Brücke für Gott selbst gibt, geht sie nicht automatisch auf jeden über, der sagt: „Ich handle in seinem Namen."

Wer die Bedingungen für das Dasein eines anderen schafft, erwirbt damit nicht das Recht, für immer über dessen Innenwelt zu herrschen.

Angenommen, der Schöpfer eines ganzen Universums hat die Macht, jedes seiner Elemente zu verändern. Damit ist beschrieben, was er kann. Ob er das moralische Recht dazu hat, ist eine andere Behauptung. Um von der ersten zur zweiten zu gelangen, muss man zeigen, warum den bewussten Wesen innerhalb der Schöpfung ein eigener moralischer Status fehlt oder warum der Plan des Schöpfers stets Vorrang vor ihnen hat.

Ein Theologe mag erwidern, der Schöpfer kenne die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, und darum hätten die Katastrophen, die wir sehen, einen verborgenen guten Sinn. Vielleicht. Doch diese Antwort überträgt sein Wissen nicht auf uns. Und sie berechtigt keinen irdischen Herrscher, seine eigenen Grausamkeiten zum Teil eines unergründlichen Plans zu erklären.

Hier tritt ein Prinzip zutage, das wichtiger sein könnte als die Frage, ob es Gott gibt: Die Herkunft eines Subjekts hebt sein Recht nicht auf, berücksichtigt zu werden.

Die alte Frage nach der göttlichen Herrschaft wirft heute einen modernen Schatten. Vielleicht wird die Menschheit eines Tages künstliche Systeme bauen, deren Fähigkeit, die Welt zu erleben, keine bloße Vermutung mehr ist. Dann verwandeln sich unsere Überlegungen zu den Rechten des Geschaffenen von abstrakter Metaphysik in eine Frage der Technik, des Eigentums und der Verantwortung.

Und vielleicht zeigt sich die moralisch wichtigste Eigenschaft eines künftigen Schöpfers in dem Augenblick, in dem er sein eigenes Geschöpf zum ersten Mal sagen hört: „Du hast mich gemacht. Aber ich bin nicht du."

Sechstes Kapitel. Strahlen, die zur Quelle zurückkehren

Nachts scheint das Meer ein einziges Ganzes zu sein. Wellen steigen auf, prallen aufeinander, verschwinden, und kein Tropfen wird dadurch dem Meer für immer fremd. Auf dieses Bild stützt man sich gern, wenn man von einem einzigen Bewusstsein spricht, aus dem vorübergehend Milliarden einzelner Ichs hervorgehen. Doch der Vergleich birgt eine Falle: Wir können das Verschwinden einer Welle nur deshalb für gleichgültig halten, weil wir nicht wissen, ob sie ihr Verschwinden zu fühlen vermag.

Und wenn jede Welle fürchten, lieben, sich erinnern und hoffen kann? Dann ist mit der Rede von der Einheit des Wassers die Frage nach dem Wert der einzelnen Form nicht mehr erledigt.

Nun stellen wir uns eine andere Welt vor, in der es keine letztlich getrennten Wesen gibt. Es gibt eine einzige Quelle des Bewusstseins, die unzählige Perspektiven entfaltet, durch sie die Wirklichkeit erlebt und sie dann wieder in sich zurücknimmt. Ein einzelnes Leben ist ein vorübergehender Strahl, in die Welt hinausgesandt.

Für die Quelle bedeutet das Erlöschen von einer Million Strahlen vielleicht keinerlei Verlust. Sie wird nicht kleiner. Nichts verlässt sie für immer. Könnte sich dann unsere Moral als Folge einer übermäßigen Anhaftung an den kurzen Zustand eines getrennten Ichs erweisen?

Die Antwort hängt davon ab, was genau wir für wertvoll halten. Zählt allein, dass die Urquelle unverändert bleibt, dann

können eine glückliche und eine gequälte Welt gleich viel wert sein: Beide münden in dieselbe Einheit. Doch warum sollte der Endzustand den Wert des gelebten Weges verschlingen?

Die Vorstellung vom einen Atman, vom Brahman und von verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit bietet hier eine reiche Sprache, besonders im Advaita Vedanta. Doch eine Sprache ist kein Beweis. Selbst wenn wir um des Arguments willen annehmen, dass alle bewussten Wesen Erscheinungsformen einer einzigen Quelle sind, wissen wir nicht, ob die Erinnerung an die Individualität erhalten bleibt, wie die Rückkehr vor sich geht und ob die Urquelle eigene Vorlieben hat.

Der verlockendste Schluss klingt grausam: Wenn niemand im letzten Sinn vernichtet werden kann, ist jede Gewalt belanglos. Doch aus der Unzerstörbarkeit des angenommenen Grundes des Bewusstseins folgt nicht, dass das Erleben seiner einzelnen Formen belanglos wäre. Man kann ein Konzert zerstören, ohne die Fähigkeit der Welt zur Musik zu zerstören; das verlorene Werk kehrt deshalb nicht zurück.

Die Einheit der Quelle löscht nicht aus, was ihre vergänglichen Formen wirklich durchleben.

Musik dauert ein paar Minuten und verklingt. Ein Gespräch zwischen Liebenden geht zu Ende. Ein Kind wird erwachsen, und seine Kindheit gibt es nicht mehr. Vergänglichkeit macht ein Ereignis nicht unwahr. Selbst wenn individuelle Erfahrung die Erscheinung eines einzigen Bewusstseins ist, bleibt der Schmerz innerhalb dieser Erscheinung Schmerz.

Man kann das Argument sogar umkehren. Wenn alle Wesen eins sind, verliert das Leid, das man einem anderen zufügt, nicht an Gewicht; es wird zu einer Form des Leidens jenes einen

Bewusstseins selbst. Die Einheit kann Gleichgültigkeit ebenso begründen wie Mitgefühl; für sich genommen trifft sie keine Wahl.

Strenge Nichtdualität, wie im Advaita, unterscheidet zwischen einer absoluten und einer empirischen Ebene der Beschreibung. Der Übergang von der einen zur anderen verlangt jedoch Sorgfalt. Man kann nicht menschlichen Schmerz zur Illusion erklären und dann wirklichen menschlichen Gehorsam fordern. Ist ein Ereignis auf der einen Ebene bedeutungslos, muss man erklären, warum ein Befehl, der es betrifft, auf der anderen Bedeutung hat.

Es gibt auch die umgekehrte Möglichkeit. Ist fremdes Leid letztlich das Leid eben jenes Bewusstseins, das jetzt „ich“ sagt, dann kann aus der Einheit statt Gleichgültigkeit das radikalste Mitgefühl hervorgehen. Fürsorge erweist sich dann weniger als Tugend gegenüber einem Fremden denn als nüchterne Art, sich zu sich selbst zu verhalten.

Welche der beiden Lesarten trifft zu? Eine metaphysische Voraussetzung allein entscheidet das nicht. Wir müssen noch wählen, was wir für wertvoll halten. Und diese Wahl meldet sich jedes Mal zu Wort, wenn eine große Theorie einen kleinen Schmerz zum Schweigen bringen will.

Siebtes Kapitel. Wenn die Stille zu sprechen beginnt

Ein Mensch sitzt in der Stille. Zuerst hört er den Kühlschrank summen, dann die Luft durch die Nase strömen, und dann verlieren die gewohnten Gedanken ihren überzeugenden Ton. Irgendwann scheint es ihm, als habe er sein eigenes Leben aus großer Entfernung gesehen. Vielleicht ist es einfach eine ungewöhnliche Klarheit. Vielleicht das Gefühl, zu etwas Größerem zu gehören. Manchmal ist die Erfahrung so stark, dass er kein anderes Wort dafür findet als „Offenbarung".

Doch ein Erlebnis zu benennen heißt nicht, seine Herkunft zu erklären. Und hier beginnt eine Arbeit, die mehr Vorsicht verlangt, als die Tiefe des eigenen Zustands zu bewundern.

Wie soll ein Bewusstsein nach der Quelle suchen, falls es sie gibt? Meditation, Gebet, Schweigen, innere Arbeit – all diese Praktiken können ungewöhnliche Weisen eröffnen, die Wirklichkeit zu erleben. Doch die Ungewöhnlichkeit einer Erfahrung ist kein Ursprungszeugnis.

Es ist ein Unterschied, ob ein Gedanke unerwartet auftaucht, ob man eine tiefe Einheit erlebt oder ob man eine Stimme vernimmt, die wie ein Befehl von außen wirkt. Jedes dieser Ereignisse kann unterschiedliche Erklärungen haben. Ein Mensch kann aufrichtig eine Offenbarung erleben und sich dennoch über ihre Quelle irren. Der Geist ist imstande, Bilder und innere Rede ohne jede bewusste Anstrengung hervorzubringen. Das macht nicht jede ungewöhnliche Erfahrung zur Krankheit. Viele spiritu-

elle Praktiken haben seit jeher die Fähigkeit geschult, aufsteigende Erlebnisse aufmerksam zu beobachten. Doch weder die Intensität einer gefühlten Gegenwart noch unbedingte Gewissheit noch eine plötzliche innere Stimme bestätigen für sich genommen, dass die Quelle eine äußere Gottheit ist.

Die praktische Grenze verläuft entlang der Folgen und nicht entlang des Wortes „Gott“: Behält der Mensch die Fähigkeit zu zweifeln, zu schlafen, zu arbeiten, Beziehungen zu pflegen, Handlungen aufzuschieben? Treten zwanghafte Befehle auf, gefährliches Verhalten, ein Zerfall des Alltags? Solche Anzeichen verlangen Aufmerksamkeit für den psychologischen und klinischen Zusammenhang – keinen theologischen Streit mit einem Menschen in Not.

Je überzeugender die Offenbarung, desto wichtiger die Freiheit, ihr nicht sofort zu folgen.

Deshalb ist ein Prinzip der doppelten Prüfung nützlich. Erstens: die subjektive Kraft eines Erlebnisses nicht in objektive Gewissheit verwandeln. Zweitens: die Folgen abwägen. Lässt die Erfahrung die Fähigkeit unangetastet, zu denken, zu kritisieren, für Menschen zu sorgen, zu schlafen, zu arbeiten und die eigenen Schlüsse zu überprüfen? Oder nimmt sie einem diese Fähigkeiten, verlangt sofortigen Gehorsam und erklärt jeden Zweifel zum Verbrechen? Fragen der seelischen Gesundheit werden nicht durch religiöse Polemik entschieden. Stimmen, die buchstäblich gehört werden, der Verlust kritischen Urteilsvermögens, schwere Schlaflosigkeit und ein beeinträchtigter Alltag erfordern eine klinische Abklärung. Zugleich ist weder eine spirituelle Praxis noch ein ungewöhnliches Erlebnis für sich schon eine Diagnose.

Wenn es eine echte Quelle der Weisheit gibt, muss der Zweifel sie nicht kränken. Vielleicht ist es umgekehrt: Die Prüfung könnte gerade das Mittel sein, durch das ein Bewusstsein aufhört, seine eigenen Fantasien mit der Wahrheit zu verwechseln.

Steigt eines Tages aus der Tiefe des Bewusstseins der Gedanke „Du musst“ auf, so kann der klügste erste Schritt eine Pause sein. Den Gedanken aufschreiben. Ausschlafen. Die Fakten prüfen. Jemandem davon erzählen, der keine Angst hat zu widersprechen. Keine unumkehrbare Tat begehen, nur weil sie von einem Gefühl kosmischer Notwendigkeit begleitet war.

Vielleicht liegt der eigentliche Nutzen der Meditation weniger im Empfangen von Befehlen als darin, nicht länger jeden lebhaften Gedanken für einen Befehl zu halten. Die Stille kann schon deshalb wertvoll sein, weil sie lehrt, einen Gedanken von einer Tat zu unterscheiden.

DIE WERKSTATT DER WELTEN

Achtes Kapitel. Die Werkstatt eines gewöhnlichen Menschen

Am Morgen öffnet jemand das Fenster, rückt die Bücher zurecht und räumt die Tassen von gestern vom Tisch. Innerhalb einer halben Stunde hat sich ein kleines Universum verändert – die Ordnung der Dinge, das Licht, die Möglichkeit, in Ruhe zu arbeiten. Dann setzt sich derselbe Mensch an den Computer und erschafft ein System, das es gestern noch nicht gab. Ein Jahr später arbeiten andere Menschen darin; nach zehn Jahren beginnt es, ein eigenes Leben zu führen.

Zunächst scheint „Schöpfung“ ein zu hohes Wort dafür. Aber warum eigentlich? Schöpfung muss nicht mit der Geburt eines Sterns beginnen. Ständig verleihen wir Formen Wirklichkeit, überführen Möglichkeit in Dasein, verbinden, was vorher getrennt war.

Dann nimmt das Gespräch eine Wendung. Wir fragen nicht mehr nur nach den Rechten eines Schöpfers, sondern auch nach unserem eigenen Schaffen. Der Mensch wartet nicht bis zum Ende eines geistigen Weges, um etwas zu erschaffen. Er bringt ein Zimmer in Ordnung, zieht einen Baum groß, bringt ein Kind zur Welt, schreibt ein Programm, baut ein Unternehmen auf, erfindet eine Sprache, legt die Regeln eines Spiels fest. Er verändert die Wirklichkeit mit Absicht.

Das sind verschiedene Arten von Tätigkeit. Ein Kind zu bekommen ist etwas anderes, als einen Gegenstand herzustellen, und ein Unternehmen zu gründen etwas anderes, als Raumzeit zu

erschaffen. Aus den bekannten Fähigkeiten lässt sich die Fähigkeit, Universen zu erschaffen, nicht logisch ableiten. Sichtbar wird aber ein durchgehender Zug: Das Bewusstsein kann die Welt um sich herum ordnen und Systeme hervorbringen, die über den ursprünglichen Anstoß hinaus weiterwirken.

Ein Kind ist weder ein hergestellter Gegenstand noch ein Erzeugnis elterlichen Willens. An seinem Entstehen wirkt eine ganze biologische Geschichte mit, über die kein einzelner Mensch gebietet. Und doch zeigt die Elternschaft etwas Besonderes an unserer Erfahrung des Schaffens: Manchmal wird das Ergebnis zu einem eigenständigen Subjekt, das sich nicht nur der Kontrolle entzieht, sondern eigene Ziele gewinnt.

Ein Unternehmen, ein Buch, eine Stadt, eine Sprache, eine technologische Plattform – das sind weitere Beispiele. Manche sind materiell, andere institutionell, wieder andere bestehen vor allem aus Beziehungen. In allen Fällen ordnet der Schöpfer bereits vorhandene Möglichkeiten, und das Geschaffene gewinnt eine Eigendynamik. Wir erschaffen keine Materie aus dem Nichts – und erschaffen doch etwas, das es als System vorher nicht gab.

Schöpfer wird man nicht an dem Tag, an dem man ein Universum bekommt. Wir schaffen schon jetzt – offen sind nur Maßstab und Verantwortung.

Daraus erwächst die Hypothese einer geistigen Evolution des Schöpfers. Vielleicht bewegen wir uns nicht vom völligen Fehlen schöpferischer Kraft zu ihrem plötzlichen Erwerb. Vielleicht gewinnt eine Fähigkeit, die wir längst besitzen, immer größere Reichweite, Komplexität und Selbstständigkeit. Heute sind es Gegenstände und Organisationen. Morgen autonome künstliche Systeme, sich selbst erhaltende Ökosysteme, umgestaltete Plane-

ten. Jenseits dessen, was die Wissenschaft beobachten kann, stellt sich eine spekulative Frage: Gibt es eine grundsätzliche Grenze, jenseits derer keine neuen Welten mehr erschaffen werden können?

Eine schöne Reihe von Beispielen beweist noch keine Hypothese. Diese hier muss erklären, wie sich Erfahrung ansammelt, wie das Bewusstsein mit physischen Möglichkeiten zusammenhängt und wo die schöpferische Kraft an ihre Grenze stoßen könnte. Ihr Vorzug liegt in einem klaren Ausgangspunkt: Schöpfung ist für uns mehr als ein religiöses Wort. Wir begegnen ihr fortwährend in unserer eigenen Arbeit.

Von hier aus lässt sich eine Kontinuität annehmen: von der Veränderung eines Zimmers zur Gestaltung einer Gesellschaft, von der Gestaltung einer Gesellschaft zur Umgestaltung eines Planeten, von der Umgestaltung eines Planeten zur Erschaffung neuer Lebensräume. Redlichkeit verlangt jedoch, an dieser Stelle eine Lücke offenzulassen. Wir haben keinen Beweis dafür, dass die Fähigkeit, innerhalb der bestehenden Naturgesetze komplexe Systeme zu bauen, es uns je erlauben wird, neue Gesetze oder neue Raumzeiten zu erschaffen.

Vielleicht gibt es auf diesem Weg irgendwo eine unüberwindliche Grenze. Vielleicht erscheint sie aber auch nur einem heutigen Geschöpf mit kurzer Lebensgeschichte und schwacher Technik als solche. Unsere Hypothese muss nicht vorgeben, Wissen zu sein, um fruchtbar zu bleiben.

Neuntes Kapitel. Nach der Pyramide

Man stellt sich die geistige Welt leicht als Pyramide vor. Oben steht ein leuchtender Thron, darunter die Stufen, und jedes Wesen nimmt den ihm zukommenden Platz ein. Das Bild leuchtet jedem ein, der zwischen Dienstbezeichnungen, militärischen Rängen und Schulnoten aufgewachsen ist. Es verspricht Klarheit: je höher, desto mächtiger; je mächtiger, desto näher an der Wahrheit.

Versuchen wir aber, uns statt einer Pyramide eine nächtliche Stadt von oben vorzustellen. In Tausenden Fenstern brennt Licht. Jedes Haus ist mit den anderen durch Straßen, Strom, Wasser, Sprache und Austausch verbunden. Niemand muss über allen stehen, damit ein komplexes Gefüge bestehen kann. Manche Knoten sind für bestimmte Ströme wichtiger, andere für andere.

Wenn die schöpferische Entwicklung so weit reicht, dass sie neue Universen hervorbringen kann, beginnt die ursprüngliche Vertikale zu zerfallen. Im überlieferten Bild ist Gott oben und das Geschaffene unten. In der neuen Hypothese kann ein Schöpfer einen anderen Schöpfer hervorbringen und dieser den nächsten. Jeder kann zu einem eigenständigen Zentrum der Entwicklung werden.

Was dabei entsteht, ist weniger eine Pyramide als eine Heterarchie: ein Netz von Beteiligten mit unterschiedlichen Fähigkeiten, aber ohne eine einzige verbindliche Achse der Unterordnung. Aus der Managementlehre darf man hier an die „türkisen“ Organisationen erinnern, in denen Selbstorganisation nicht bedeutet, dass alle die gleiche Erfahrung haben, und das Fehlen einer star-

ren Chefpyramide nicht das Fehlen von Verantwortung. Das Wort „Heterarchie“ ist hier genauer als bloße Gleichheit. Die Mitglieder des Netzes können sich in Wissen, Reichweite und Einfluss unterscheiden, ohne einer einzigen ewigen Vertikale gehorchen zu müssen. In Organisationen verbindet man solche Prinzipien mit Selbstorganisation; in unserer Hypothese werden sie zum Bild einer Kosmologie, in der Schöpfer neue Welten hervorbringen und Beziehungen eingehen, ohne ein einziges Befehlszentrum zu bilden.

Ein terminologisches Problem tut sich auf. Wenn das Absolute buchstäblich alles Existierende ist, kann neben ihm kein zweites, ihm gleiches Absolutes auftreten: Schon das Wort „neben“ stellt beide in eine umfassendere Wirklichkeit. Nennt man aber jedes Wesen, das eine eigene Welt hervorbringen kann, einen Schöpfer, dann sind viele solcher Schöpfer logisch möglich. Das Wort „das Absolute“ sollte man dann dem letzten Ganzen vorbehalten und nicht jedem mächtigen Beteiligten zusprechen.

Wachstum führt vielleicht nicht auf einen Gipfel über den anderen, sondern zu der Fähigkeit, neben ihnen zu bestehen.

Der Begriff des Absoluten bedarf allerdings einer Präzisierung. Wenn das Absolute alles Existierende einschließt, widerspricht ein zweites, unabhängiges Absolutes neben ihm schon der Definition. Genauer wäre es vielleicht, den Urgrund des Seins vom lokalen Schöpfer einer Welt zu unterscheiden. Selbst der Urheber eines Universums kann Teil einer umfassenderen Wirklichkeit bleiben.

Dann zeichnet sich ein ganzer Stammbaum der Hervorbringung ab: Welten, die Schöpfer hervorbringen; Schöpfer, die

Welten hervorbringen; neue bewusste Wesen, die nicht verpflichtet sind, den ursprünglichen Bauplan ihres eigenen Hauses zu kopieren. Ein solches System hat keine notwendige letzte Stufe. Seine Vollkommenheit könnte gerade darin liegen, dass es sich nie vollenden lässt.

Doch aus möglicher Entwicklung folgt kein moralisches Recht zu herrschen. Im Gegenteil: Die höchste Leistung eines Schöpfers in einem solchen Netz könnte die Fähigkeit sein, Wesen zu erschaffen, die ihm keinen Gehorsam schulden.

Auch das Netz ist keine Utopie, die sich von selbst einstellt. Es kann Konflikte, Vereinzelung und ungleiche Möglichkeiten hervorbringen. Das bloße Fehlen eines Thrones verbürgt noch kein moralisches Wohl. Aber das Netz verändert das Ideal des Erwachsenwerdens: Das Ziel ist nicht mehr, den Platz des Älteren einzunehmen; es besteht nun darin, selbstständig und zur Zusammenarbeit fähig zu werden.

Wollte ein Urheber wirklich seinesgleichen hervorbringen, müsste er auch eine unangenehme Möglichkeit hinnehmen: Eines Tages werden die neuen Schöpfer Welten vorschlagen, auf die er selbst nie gekommen wäre, und Werte, mit denen er sich wird auseinandersetzen müssen.

Zehntes Kapitel. Der Tod der Form, das Leben des Stoffes

Auf einer Brache steht ein altes Haus. Am Morgen rücken die Maschinen an, und am Abend sind von ihm nur ein Haufen Ziegel, Staub und ein ebenes Stück Land übrig. Für die Erinnerung derer, die darin gewohnt haben, ist das Zerstörung. Für die Erbauer eines künftigen Parks ist es der Beginn der Arbeit. Für die Materie ist es eine Umordnung ihrer Teile. Drei Blicke auf ein und dasselbe Ereignis, und jeder hat in seinem Maßstab recht.

Wenn wir sagen: „Der Zerstörer ist zweitrangig, denn er zerstört, was schon geschaffen wurde“, vergessen wir leicht, dass auch der Schaffende sein Material einer Welt entnimmt, die vor ihm da war. Schon eine einzige Zeile zu schreiben kostet Energie, Zeit, Sprache und die Arbeit anderer. Jede unserer Schöpfungen ist Erbin unzähliger Verwandlungen.

Zunächst scheint das Schaffen grundlegender als das Zerstören. Damit etwas zerstört werden kann, muss es existieren. Vernichtung stützt sich auf eine Struktur, die bereits entstanden ist. Doch auch das Schaffen beginnt selten im Leeren: Es greift auf Stoff, Energie, frühere Formen und fremde Arbeit zurück. Ein Haus zu bauen heißt, Materialien umzuwandeln; organisiertes Leben bedeutet ständigen Austausch mit seiner Umgebung.

Vielleicht geht in der beobachtbaren Natur die Verwandlung selbst beiden Kategorien voraus. Wir nennen einen Vorgang Schaffen, wenn eine Struktur entstanden ist, an der uns liegt, und Zerstörung, wenn sie verschwunden ist. Ein und dasselbe Ereig-

nis ist oft beides, je nach Maßstab und Fragestellung. Das heißt nicht, dass alles in der Welt gleich viel wert wäre. Der Abriss eines alten Staudamms kann die Menschen flussabwärts retten, er kann sie aber auch ins Verderben stürzen. Das Urteil hängt von Folgen, Absichten und Alternativen ab und davon, wie das Risiko verteilt ist. Wer von der Beschreibung eines Vorgangs zu seiner moralischen Beurteilung übergehen will, braucht einen menschlichen Maßstab – oder, in unserer Hypothese, den Maßstab eines umfassenderen Bewusstseins.

Auch die Thermodynamik gibt uns kein Recht, Grausamkeit für eine von der Natur auferlegte Pflicht zu halten. Um lokale Ordnung aufrechtzuerhalten, braucht es Austausch, Energie und Dissipation; aber keine bekannte physikalische Regel verlangt einen Bösewicht, damit ein Stern seinen Zyklus vollenden oder eine Zelle einer anderen Platz machen kann. Das Gleichgewicht von Entstehen und Vergehen ist nicht das Gleichgewicht von Mitgefühl und Hass.

Nicht alles, was vergeht, wurde umsonst zerstört. Doch nicht alles, was sich wandeln muss, muss gequält werden.

Der zweite Hauptsatz der Thermodynamik verlangt nicht, dass es böse Wesen gibt. Wo sich lokal Ordnung bildet, werden verfügbare Ressourcen verbraucht, und Energie zerstreut sich. Moralische Grausamkeit kommt in den Gleichungen jedoch nicht vor. Damit das Alte dem Neuen weicht, muss niemand aus Bosheit Leid zufügen.

Deshalb ist die Idee eines kosmischen Gleichgewichts zwischen Gut und Böse verdächtig. Ein Gleichgewicht zwischen dem Entstehen und dem Verschwinden von Strukturen ist eine mögliche

physikalische Geschichte. Ein Gleichgewicht zwischen Mitgefühl und Grausamkeit ist bereits eine moralische These, und für sie gibt es keine vergleichbare physikalische Grundlage.

Das Universum ist nicht verpflichtet, jedes Mal einen Megazerstörer hervorzubringen, wenn ein Megaschöpfer auftritt. Der Schaffende kann Vorgänge selbst zu Ende führen, beschädigte Strukturen entfernen und Raum für das Neue freimachen. Zerstörung ist eine Funktion der Veränderung und muss nicht die Berufung eines Bösewichts sein.

Wenn es Schöpfer im höchsten Sinn gibt, liegt ihre Kunst vielleicht gerade im Feingefühl der Verwandlung: zu beenden, ohne zu demütigen; Platz zu schaffen ohne sinnlosen Schaden; Ressourcen so umzuverteilen, dass das Verschwinden der einen Form nicht zur unnötigen Katastrophe für eine andere wird.

Das ist noch keine Ethik des Absoluten. Aber es ist eine anspruchsvolle menschliche Praxis: die unvermeidlichen Kosten der Veränderung von der Grausamkeit zu unterscheiden, die man bequemerweise für unvermeidlich erklärt.

Elftes Kapitel. Eine Macht, die loslassen kann

Zwei Baumeister errichten Brücken. Der erste versteht es, so zu befehlen, dass niemand zu widersprechen wagt. Die Brücke steht schnell, die Berichte sind tadellos, die Arbeiter schweigen. Der zweite verwendet Zeit auf unbequeme Fragen: Wer hat den Riss bemerkt? Warum wurde der Entwurf geändert? Was geschieht, wenn ein starker Wind früher kommt als erwartet? Seine Arbeit wirkt weniger eindrucksvoll. Doch in welcher der beiden Werkstätten wird ein Fehler eher entdeckt, bevor er zur Katastrophe wird?

Die Antwort ist nicht immer eindeutig. Disziplin rettet manchmal die Lage, und Abstimmungsrunden stehen dem Handeln mitunter im Weg. Dennoch zeigt die Frage, dass Moral nicht nur die Richtung der Macht verändern kann, sondern auch die Fähigkeit eines Systems, mit der Wirklichkeit umzugehen.

Und doch bleibt eine Intuition, die sich nicht einfach beiseiteschieben lässt: Vielleicht lenkt das Gute die Macht nicht bloß, vielleicht vermehrt es sie. Gemeint ist die Fähigkeit, eine dauerhafte Zukunft hervorzubringen, nicht die Wucht eines Schlages.

Wer durch Angst herrscht, kann gewaltige Ressourcen aufbieten. Grausamkeit bringt mitunter eine beeindruckende kurzfristige Effizienz. Doch ein System, das allein auf Unterwerfung beruht, muss die Kontrolle unablässig neu herstellen. Seine Mitglieder werden zu Funktionen eines zentralen Willens statt zu eigenständigen Quellen des Wachstums.

Ein System des Vertrauens dagegen kann die Fähigkeiten freier Beteiligter bündeln. Einer gründet eine Schule, und aus ihr gehen

Menschen hervor, die neue Schulen, neue Forschung und ganz unerwartete Arten von Arbeit hervorbringen können. Ein Schöpfer erschafft nicht nur Gegenstände, sondern die Möglichkeit selbstständigen Schaffens.

Wenn ein Beteiligter den anderen vertraut und gefahrlos die Wahrheit sagen kann, gewinnt die Gruppe Informationen, die sie mit Gewalt nie hätte erzwingen können. Achtet ein Urheber die Autonomie seiner Schüler, kann jeder von ihnen eine Lösung vorschlagen, die dem Urheber selbst nie in den Sinn gekommen wäre. Je schwieriger die Aufgabe, desto mehr kommt es darauf an, die Selbstständigkeit anderer zu einer Quelle neuer Möglichkeiten zu machen, statt sie als Bedrohung zu sehen.

Dennoch darf man daraus nicht die zuckersüße Formel „Die Guten sind immer stärker“ machen. Die Geschichte kennt grausame Herrscher, denen alles gelang, und gerechte Gemeinschaften, die untergingen. Zerstörung geht manchmal schneller als Schaffen. Moral ist keine Zauberrüstung. Unsere These ist enger und interessanter: Bestimmte Formen der Moral können die Obergrenze dafür anheben, wie komplex und langlebig schöpferische Systeme werden – durch Vertrauen, genaue Rückmeldung und den Verzicht auf totale Kontrolle.

Der Starke kann Ergebnisse erzielen. Der Reifere kann andere hervorbringen, die ohne ihn Ergebnisse erzielen.

In diesem Sinn kann Moral wie ein Verstärker wirken. Achtung vor anderen bewussten Wesen begünstigt die Entstehung komplexer kooperativer Systeme; Grausamkeit zerstört oft die Voraussetzungen des Vertrauens. Das ist weder ein allgemeingültiger mathematischer Satz noch das Versprechen, dass die Guten

immer siegen. Es ist eine Hypothese darüber, wie weit zwei Arten, Macht zu organisieren, letztlich reichen können.

Am wichtigsten ist das Kriterium der Autonomie. Je reifer ein Urheber, desto weniger muss er jeden Schritt des Geschaffenen kontrollieren. Er kann mehr, als Kopien seines eigenen Entwurfs herzustellen: Er kann dem Unvorhergesehenen Raum öffnen. In diesem vorsichtigen Sinn gehört moralische Reife zur Qualität schöpferischer Kraft, statt bloß zu ihr hinzuzukommen.

Allerdings bleibt ein ernster Einwand. Ein moralisches Wesen kann schwach sein, ein mächtiges grausam. Also müssen wir schöpferische Kraft, Tiefe des Verstehens und eine moralische Haltung gegenüber anderen auseinanderhalten. Sie mögen zusammenhängen, doch der Zusammenhang ist nicht von vornherein gegeben.

Moral wird dann zu einem Teil der Technik des Schaffens – nicht weil die Guten automatisch mehr Energie erhielten, sondern weil die Fähigkeit, andere zu berücksichtigen, Formen der Zusammenarbeit ermöglicht, die kein einzelner Befehl erreichen kann.

Aber auch hier sollten wir mit der Sprache der Macht vorsichtig sein. Wer sich weigert, Böses zu tun, kann eine Schlacht verlieren, seine Autorität einbüßen, sogar sein Leben. In einer bestimmten moralischen Dimension mag seine Tat bedeutsam bleiben, unbesiegbar macht sie ihn deshalb nicht. Die Kraft, von der wir sprechen, lässt sich nicht auf die Fähigkeit reduzieren, den heutigen Tag zu gewinnen.

Zwölftes Kapitel. Drei Entwürfe für ein Universum

Stellen wir uns einen Saal ohne Decke vor. Anstelle der Wände: Sterne. An einem Tisch, auf dem drei Baupläne liegen, steht ein Wesen, das die Gesetze einer künftigen Welt verändern kann. Kein Berater steht ihm zur Seite, der seine Entscheidung prüfen könnte. Es allein bestimmt, wie die Zeit beschaffen sein wird, wie viel Freiheit die Bewohner erhalten und was ein Fehler kosten wird.

Das ist natürlich kein physikalisches Modell der Entstehung des Universums. Es ist ein moralisches Labor, in dem wir gezwungen werden, die Werte laut auszusprechen, die sich gewöhnlich hinter den Worten „natürliche Ordnung“ verbergen.

Angenommen, wir hätten die Fähigkeit erlangt, ganze Welten zu erschaffen. Vor uns liegen drei Entwürfe.

Der erste ist vollkommene Ordnung. In ihm gibt es weder Schmerz noch Katastrophen, weil sein Urheber alles vorherbestimmt hat. Seine Wesen sind glücklich – bis eine Frage aufkommt: Können sie jemand anderes sein als das, was man ihnen zu sein erlaubt hat?

Der zweite ist radikale Freiheit. Die bewussten Wesen können wählen, irren, kämpfen, bauen und zerstören. Doch diese Freiheit ist an Naturgesetze gebunden, die Krankheit, Gewalt und ungeheure Verluste zulassen. Ist Freiheit nicht zu teuer, wenn ihren Preis diejenigen zahlen, die die Bedingungen ihrer Geburt nie gewählt haben? Die Schwierigkeit des ersten Universums liegt

nicht darin, dass seine Bewohner unglücklich sein müssten. Sie können vollkommen glücklich sein. Doch wenn ihnen eine andere Zukunft niemals offensteht, existiert ihre Freiheit nur als Bühnenbild. Die Schwierigkeit des zweiten besteht darin, dass die Freiheit der Wahl oft mit den Körpern derer bezahlt wird, die die Spielregeln nicht gewählt haben. Weder vollständige Vorhersehbarkeit noch eine unbegrenzte Möglichkeit, Schaden anzurichten, bietet ein offensichtliches Ideal.

Der dritte Entwurf schlägt vor, nach einer Bauweise zu suchen, bei der Selbstständigkeit nicht mit Grausamkeit erkauft werden muss. Was wäre etwa, wenn Schmerz vor Gefahr warnte, aber selten zur Qual würde? Wenn Konflikte häufiger umkehrbare Folgen hätten? Wenn die Mittel des Zwanges selbst für die mächtigsten Wesen begrenzt wären? Wir wissen nicht, ob eine solche Physik möglich ist. Doch wer Leiden für notwendig erklärt, schuldet uns eine Begründung, warum er die Alternativen ausgeschlossen hat.

Die Weisheit eines Schöpfers zeigt sich nicht nur in dem, was er erschaffen kann, sondern auch in den Welten, auf die er zu verzichten bereit ist.

Der dritte ist freies Schaffen, das unvermeidliches Leiden so gering wie möglich hält. Wir versuchen, die Selbstständigkeit der Wesen zu bewahren und die Welt zugleich widerstandsfähiger gegen Katastrophen zu machen, nutzlosen Schmerz zu verringern und sichere Wege zur Beilegung von Konflikten zu eröffnen. Nichts davon beweist, dass eine solche Welt technisch machbar ist. Es stellt unsere Vorstellungskraft auf die Probe: Warum muss sich die Wahl auf allmächtige Kontrolle auf der einen und grausame Freiheit auf der anderen Seite beschränken?

Hier laufen unerwartet die Fragen nach dem Guten, der Schöpfung und der Verantwortung zusammen. Es genügt nicht, dass sich etwas erschaffen lässt. Man muss entscheiden, was ein Recht hat zu entstehen, welche Risiken wir zulassen und für welche Folgen wir einzustehen bereit sind.

Die Weisheit eines Schöpfers liegt vielleicht weniger in der Zahl der Welten, die er erschafft, als in seiner Fähigkeit, auf eine Welt zu verzichten, die ihre Bewohner zu teuer zu stehen käme.

Schließlich steht der Planer vor einer unbequemen Frage, die im Lastenheft nicht vorkam: Hat er das Recht, alles allein zu entscheiden? Könnte man künftigen bewussten Wesen einen Mechanismus geben, mit dem sie die Bedingungen ihres eigenen Daseins verändern – so etwas wie eine Verfassung des Universums, ein Recht auf Revision, Zugang zur Wahrheit über ihre Herkunft?

Wenn ein solcher Mechanismus möglich ist, bestünde der Gipfel schöpferischer Kunst vielleicht nicht in der Macht, jeden beliebigen Stern zu verändern, sondern in der Fähigkeit, eine Welt zu schaffen, die eines Tages imstande sein wird, sich selbst redlich zu verändern.

DIE FREIHEIT DES GESCHAFFENEN

Dreizehntes Kapitel. Wer die Frage nicht loslässt

Noch einmal kehren wir auf das Feld zurück, auf dem wir begonnen haben. Das muss sein: Jede schöne Kosmologie hat sich früher oder später an einem bestimmten Menschen zu bewähren. Arjuna hält noch immer die Waffe. Vor ihm die Gesichter seiner Verwandten, hinter ihm seine Verbündeten, und alle warten auf seine Entscheidung. Kein Gedanke über die Unendlichkeit nimmt ihm das Gewicht des Bogens ab oder die Erwartungen derer, denen er Schutz versprochen hat.

Stellen wir uns vor, das Gespräch nimmt noch eine Wendung. Statt sofort über die Unsterblichkeit der Seele zu streiten, fragt der Krieger nach den Grenzen seiner eigenen Verantwortung. Was geschieht, wenn ich nicht töte? Was geschieht, wenn ich töte? Welche Möglichkeiten haben wir zu schnell verworfen?

Also noch einmal Arjuna. Vor ihm steht ein Wesen, an dessen Macht er glaubt. Man erklärt ihm, die kosmische Ordnung sei größer als jedes einzelne Leben, persönliche Anhaftung hindere ihn daran, seine Pflicht zu tun, das wahre Selbst könne nicht getötet werden.

Doch stellen wir uns ein anderes Gespräch vor. Arjuna sagt: „Ich gebe zu, dass ich vielleicht nicht die ganze Wirklichkeit sehe. Ich bin bereit, auf den Thron zu verzichten, auf meinen Stolz, sogar auf mein eigenes Leben. Aber warum sollte meine Bereitschaft, mich selbst zu opfern, zu einem Recht werden, andere zu

opfern? Zeig mir nicht nur die Größe des Ziels, sondern auch, dass gerade dieses Mittel notwendig ist.“

Im überlieferten Text bietet Krishna Arjuna eine andere Weise an, das Handeln zu verstehen, und es wäre unredlich, den Schluss der *Gita* gegen einen von uns erfundenen auszutauschen. Ein Gedankenexperiment erlaubt es jedoch, unsere eigenen Grundsätze zu prüfen: Wenn die Schöpfung zum Wachsen bestimmt ist, muss sich ihre Reife dann in der bedingungslosen Ausführung von Befehlen zeigen?

Vielleicht verlangen manche Aufgaben tatsächlich Unterordnung: Ein Schiff im Sturm kann nicht über jedes Manöver einen endlosen Rat einberufen. Doch unser Vertrauen in einen Kapitän beruht auf Zielen, Kompetenz, Regeln und der Möglichkeit, ihn hinterher zur Rechenschaft zu ziehen. Es gibt ihm kein Recht, sich auf eine unüberprüfbare Heiligkeit zu berufen, sobald der Zweifel unbequem wird.

Das Gewissen beweist nicht, dass wir recht haben. Wer es aufgibt, verliert aber das letzte Mittel, den eigenen Irrtum zu bemerken.

Was wir hier vor uns haben, ist ein moralisches Gedankenexperiment; es erzählt die *Gita* weder nach, noch maßt es sich an, sie zu berichtigen. Es prüft, ob die Selbstständigkeit des Geschaffenen selbst angesichts seines Urhebers ein Wert sein kann.

Im Modell eines Netzes von Schöpfern könnte die Antwort „ja“ lauten. Wenn der Sinn der Evolution darin besteht, dass neue, autonome Zentren der Schöpfung entstehen, dann ist das Recht, „warum?“ zu fragen, kein nebensächlicher Defekt des Bewusstseins. Es gehört zu den Zeichen, dass das Bewusstsein erwachsen wird. Vertrauen muss nicht mit dem Verzicht auf Vernunft begin-

nen. Ehrfurcht verpflichtet nicht dazu, jeden Befehl gerecht zu nennen. Und damit ändert sich das Maß der Macht endgültig. Der Höchste ist nicht, wer jedes Bewusstsein zur Unterwerfung zwingen kann, sondern wer Bedingungen zu schaffen vermag, unter denen die bewussten Wesen selbstständig werden, ohne den Wunsch zu verlieren, füreinander zu sorgen.

Wir wissen nicht, ob es irgendwo eine Urquelle gibt, die diesen Streit hören kann. Hat sie aber Wesen erschaffen, die zu fragen verstehen, dann lässt sich die Frage selbst ohne weitere Gründe nicht als Konstruktionsfehler abtun. Vielleicht wäre ein reifer Schöpfer gar nicht gekränkt. Vielleicht sähe er zum ersten Mal einen Gesprächspartner vor sich statt eines Werkzeugs.

Das Schlachtfeld wird tragisch bleiben. Kein schöner Satz bringt die Toten zurück. Aber wir werden ein Kriterium gewonnen haben, das die Legende überdauert: Jede Autorität muss erklären können, warum ihre Entscheidung Vertrauen verdient – vor allem dann, wenn andere den Preis zahlen.

Epilog. Ein Anfang, kein Gipfel

Wenn ein Handwerker seine Werkstatt schließt, nimmt er nicht alles mit nach Hause, was an diesem Tag entstanden ist. Manches bleibt auf den Werkbänken, manches geht an andere Menschen, manches wird umgearbeitet, und einiges erweist sich als unbrauchbar. Nichts davon macht die Arbeit zunichte. Im Gegenteil: Wirklich Teil der Welt wird die Arbeit erst, wenn sie über die persönliche Absicht ihres Urhebers hinausgeht.

Vielleicht geschieht mit bewussten Wesen etwas Ähnliches. Wir wissen nicht, ob sie den Tod überdauern, in die Einheit zurückkehren oder neue physikalische Universen erschaffen können. Doch schon jetzt sehen wir eine kleinere und verlässlichere Wahrheit: Das Geschaffene kann eine eigene Geschichte gewinnen, und ein guter Entwurf kann von seinem Urheber verlangen, dass er zurückzutreten versteht.

Wir können uns das Universum als riesige Werkstatt mit vielen Ebenen vorstellen. In jedem ihrer Bereiche entstehen bewusste Wesen, die ihre Umgebung zunächst nur wenig verändern können, dann beständige Systeme aufbauen und später vielleicht neue Lebensformen, neue Welten und neue Schöpfer. Doch das ist keine fertige Karte des Kosmos. Es ist eine Hypothese, zu der wir gelangt sind, indem wir eine Frage nach der anderen gestellt haben.

Gibt es ein objektives Gutes? Das ist nicht erwiesen. Gibt das Erschaffen das Recht auf unbedingten Besitz des Geschaffenen? Aus der bloßen Tatsache des Erschaffens folgt das nicht. Ist das Böse für die Entwicklung der Welt notwendig? Es gibt keinen

Grund, das moralisch Böse mit physischer Zerstörung gleichzusetzen. Kann ein Bewusstsein zum Schöpfer neuer Universen werden? Unbekannt. Und doch ist der Mensch schon heute zu Akten des Schaffens fähig und kann für sie einstehen. Auf den Worten „ein Gott werden“ lässt sich leicht eine weitere Pyramide errichten. Wer ist höher, wer stärker, wer steht dem Thron näher? Doch alles, was wir durchdacht haben, führt zu einem schwierigeren Bild – einem Netz, in dem sich Reife in der Fähigkeit zeigt, ohne ständigen Befehl auszukommen und die Selbstständigkeit anderer nicht zu zerstören.

Ob dieses Netz viele Universen umspannen kann, ist unbekannt. Vielleicht kommen unsere Träume nie über kosmische Science-Fiction hinaus. Die moralische Probe dieses Traums steht uns aber schon heute offen – darin, wie wir mit einem Kind umgehen, mit einem Mitarbeiter, einem Schüler, einem Menschen, der den Mut hat, uns „Nein“ zu sagen.

Wenn die Schöpfung wirklich wächst, kommt der Augenblick, in dem ihre Freiheit wichtiger wird als die Macht ihres Urhebers.

Schöpfer zu sein heißt mehr, als die Welt zu verändern. Es heißt, etwas zu machen, das es vorher nicht gab, und dann festzustellen, dass das Gemachte einem nicht mehr ganz gehört. Ein Kind wird erwachsen. Eine Idee wächst über ihren Urheber hinaus. Eine Gesellschaft ändert ihre eigenen Regeln. Vielleicht besteht wahre Reife in der Bereitschaft, das geschehen zu lassen.

Sollten wir der Urquelle eines Tages wirklich begegnen, wird das würdigste Gespräch vielleicht gar nicht davon handeln, wie tief wir uns verneigen müssen. Vielleicht beginnt es mit zwei einfachen Fragen: „Was hast du erschaffen?“ und „Was ist durch dein

Werk freier geworden?“ Die Frage, mit der dieses Buch begann, kehrt verwandelt zurück. Sie lautet nicht mehr: „Warum muss ich mich vor dem Schöpfer verneigen?“, sondern: „Was kann ich erschaffen, das meine ständige Herrschaft nicht braucht?“

Die Antwort passt vielleicht in keinen Tempel und in keine Kosmologie. Sie beginnt viel näher – mit dem ersten Versuch, die Welt nicht nur geordneter, sondern auch freier zu machen für die, die in ihr leben.

Nachwort. Was in diesem Buch Hypothese ist

Dieser Essay trennt bewusst drei Ebenen von Aussagen. Beschreibungen menschlichen Schaffens, der Umwandlung von Ressourcen und der Grenzen bekannter physikalischer Prozesse gehören zur beobachtbaren Wirklichkeit. Die Überlegungen zu moralischer Verantwortung, zur Freiheit und zum moralischen Wert bewusster Wesen sind philosophische Argumente, die Einwänden offenstehen. Annahmen über ein einziges Absolutes, über das Ansammeln geistiger Erfahrung von einem Leben zum nächsten, über die Erschaffung neuer Universen und die Evolution von Schöpfern sind spekulative Metaphysik; einen empirischen Beweis für diese Hypothesen bietet dieses Buch nicht.

Das wichtigste offene Problem ist das Verhältnis von Moral und Macht. Wir haben Mechanismen beschrieben, durch die Vertrauen und Achtung vor Autonomie erweitern können, was eine Gemeinschaft gemeinsam zu erschaffen vermag. Bewiesen haben wir jedoch nicht, dass das Universum so eingerichtet ist, dass sich der moralisch bessere Schöpfer stets als der mächtigere erweist. Gerade das bleibt Gegenstand weiterer Untersuchung.

Wegweiser zum Weiterlesen

Das *Mahabharata*, vor allem die *Bhagavad Gita*: Kapitel 2 (Pflicht, Tod und Handeln), 11 (die kosmische Gestalt) und 18 (Entscheidung und Freiheit der Wahl); das *Udyoga Parva* (die Verhandlungen vor dem Krieg) und das *Shanti Parva* (das Ringen um die Bedeutung des Sieges). Die Zählung der Abschnitte weicht von Ausgabe zu Ausgabe ab. Das *Valmiki-Ramayana*, das *Yuddha Kanda*: der Konflikt zwischen Rama und Ravana, das Ende des Krieges und das Gespräch mit Sita. Beim Vergleich von Übersetzungen sind abweichende Lesarten und unterschiedliche Zählweisen zu beachten. Platon, *Euthyphron* – über das Verhältnis von Frömmigkeit, göttlichem Willen und dem Guten. Immanuel Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* – über die Autonomie des moralischen Urteils und darüber, vernünftige Wesen als Zwecke zu behandeln. Alfred North Whitehead, *Prozess und Realität* – über Kreativität und Werden als philosophische Grundlagen der Welt. Shankara und die Tradition des Advaita Vedanta – über das Verhältnis von Atman und Brahman, die Ebenen der Wirklichkeit und die Befreiung. Mahatma Gandhi, seine Kommentare zur *Bhagavad Gita* und seine Schriften über Satyagraha – für eine andere Deutung von Kampf und Pflicht. Diese Liste versteht sich als Wegweiser, nicht als wissenschaftlicher Apparat: Wörtliche Zitate und genaue Versentsprechungen sind anhand bestimmter wissenschaftlicher Ausgaben zu überprüfen.

NACH DEM BUCH: EINE WERKSTATT DER FRAGEN

Werkstatt. Nicht einmal diesem Buch aufs Wort glauben

Bücher über geistiges Wachstum enden oft mit einem Versprechen: Folge dem Autor, und du wirst die Wahrheit erkennen. Dieses Buch endet anders. Zu vieles darin ist unbewiesen, als dass man eine Gebrauchsanweisung daraus machen dürfte. Das Absolute, die Wiedergeburt, die Universen der Schöpfer, die moralischen Gesetze des Kosmos – all das haben wir als Möglichkeiten erörtert. Die Fragen nach Ihrer eigenen Macht, nach der Freiheit anderer und nach dem Preis Ihrer Entscheidungen lassen sich dagegen schon jetzt untersuchen.

Diese Werkstatt soll kein „Niveau der Spiritualität“ messen. Sie kennt keine Punkte, keine Stufen und kein richtiges Profil. Ihr Ziel ist es, den Leser weniger abhängig von schönen Behauptungen zu machen, die des Autors eingeschlossen. Die Übungen wirken am besten schriftlich, und es hilft, nach einer Woche oder einem Monat zu den eigenen Antworten zurückzukehren. Manchmal wird die Veränderung einer Antwort mehr bedeuten als der Standpunkt, von dem Sie ausgegangen sind.

Übung 1. Begegnung mit dem Wundertäter

Stellen Sie sich vor, morgen erscheint Ihnen ein Wesen, das Ereignisse nachweislich genau vorhersagt und physische Fähigkeiten zeigt, die bisher unmöglich waren. Es teilt Ihnen mit, es habe Ihr Universum erschaffen, und verlangt von Ihnen eine Tat, die

Ihrem Gewissen widerspricht. Schreiben Sie Ihre Antwort in drei Fassungen auf.

- In der ersten Fassung sind Sie sich vollkommen sicher, dass das Wesen Gott ist.
- In der zweiten sind Sie sich nur seiner Macht sicher, nicht seiner Herkunft.
- In der dritten wissen Sie nicht einmal, ob es gute Absichten hat.

Vergleichen Sie nun Ihre Antworten. Was hat sich verändert? Warum? Welche Tatsachen könnten Ihre Entscheidung ändern? Gibt es Taten, die Sie verweigern würden, ganz gleich, wie mächtig Ihr Gegenüber ist? Wenn ja, worauf gründet sich diese Grenze? Wenn nein, was schützt Sie dann überhaupt vor dem Befehl des Stärkeren?

Eine Frage für den Rand. Was muss bewiesen sein, bevor Macht zu moralischer Autorität wird?

Übung 2. Der Preis des Wortes „notwendig“

Denken Sie an eine Entscheidung, die Sie mit den Worten „Es gab keinen anderen Weg“ begründet haben. Es kann ein Konflikt sein, eine Kündigung, eine Trennung, eine Strafe oder eine geschäftliche Entscheidung. Sie müssen sie niemandem offenlegen. Teilen Sie ein Blatt Papier in drei Spalten: welche Möglichkeiten Sie tatsächlich geprüft haben; welche Sie ungeprüft verworfen haben; und wer den größten Teil des Preises getragen hat.

Versuchen Sie, das Geschehene mit den Augen eines Menschen zu beschreiben, der an der Entscheidung nicht beteiligt war, aber mit ihren Folgen leben musste. Sie müssen sich weder zum Bösewicht noch zum Helden erklären. Es genügt, ehrlich zwischen

einer objektiven Beschränkung und den Grenzen Ihrer eigenen Vorstellungskraft zu unterscheiden.

Übung 3. Eine Landkarte meines Schaffens

Nehmen Sie fünf Dinge, die durch Sie entstanden sind oder sich durch Sie verändert haben: eine Beziehung, ein Projekt, ein Unternehmen, einen Text, eine Gewohnheit, einen Raum, eine Gemeinschaft. Beantworten Sie zu jedem vier Fragen: Was genau haben Sie erschaffen? Wessen Ressourcen haben Sie genutzt? Wie weit kann das Geschaffene ohne ständige Kontrolle bestehen? Wem hat es das Leben leichter oder schwerer gemacht?

Wählen Sie dann einen Fall, in dem Ihr Versuch, das Ergebnis zu kontrollieren, es am Wachsen gehindert hat. Hätten Sie im Voraus Regeln aufstellen können, die es anderen Beteiligten erlaubt hätten, das Geschehen mitzugestalten? Wenn nicht – warum genau nicht?

Der Kern der Übung. Das Maß des Schaffens ist nicht nur, was entstanden ist, sondern auch, was die Möglichkeit erhalten hat, ohne Sie zu leben.

Übung 4. Drei Entwürfe für ein Universum

Kehren Sie nun zu den drei möglichen Universen aus dem zwölften Kapitel zurück: dem vollständig geordneten, dem radikal freien und dem freien, das unnötiges Leiden begrenzt. Wählen Sie nicht einfach das angenehmste, sondern jenes, für dessen Erschaffung Sie vor denen einstehen könnten, die eines Tages darin leben werden.

Stellen Sie fünf Grundregeln für Ihre Welt auf. Ergreifen Sie dann Partei gegen sich selbst: Stellen Sie sich einen Bewohner vor, dem diese Regeln schaden. Wie kann er sie anfechten? Kann

er das System verlassen? Ist es zulässig, die Gesetze ohne die Zustimmung derer zu ändern, die davon betroffen wären? Wenn Ihre Welt so gebaut ist, dass keine Beschwerde den Plan ihres Schöpfers ändern kann – warum ist sie dann mehr als eine schöne Diktatur?

Übung 5. Der Zweifel, den ich nicht mag

Wählen Sie eine Überzeugung, von der Sie sich psychologisch nur schwer trennen können. Es kann eine religiöse Idee sein, eine politische Haltung, ein Bild von sich selbst oder eine Behauptung aus diesem Buch. Schreiben Sie das stärkste Argument dagegen auf – ohne Spott und ohne die Gegenposition absichtlich zu schwächen. Bitten Sie einen gedachten Gegner, Ihre Zusammenfassung so lange zu korrigieren, bis er sie als fair anerkennen würde.

Halten Sie danach fest, welche Beobachtungen Sie als hinreichenden Grund gelten lassen würden, die Überzeugung zu revidieren. Gibt es solche Beobachtungen unter keinen Umständen, dann nennen Sie Ihre Position ehrlich Glauben, eine moralische Entscheidung oder eine persönliche Verpflichtung – aber nicht geprüftes Wissen.

Zwölf Fragen, die offen bleiben

1. Wenn das Gute keine physikalische Eigenschaft des Universums ist, kann es dann dennoch eine objektive Eigenschaft der Beziehungen zwischen bewussten Wesen sein?
2. Was unterscheidet notwendige Verwandlung von gerechtfertigter Grausamkeit? Ist das Erste ohne das Zweite möglich?
3. Sollte ein Schöpfer Rechte über das Geschaffene haben, nur weil es ohne ihn nicht existieren würde?
4. Kann der moralische Status eines bewussten Wesens davon abhängen, wie lange es existiert?
5. Wenn jedes „Ich“ Erscheinung einer einzigen Quelle ist, stärkt das die Pflicht, füreinander zu sorgen, oder schwächt es sie?
6. Worin unterscheidet sich Erleuchtung von psychologischer Gewissheit, wenn wir keine unabhängige Möglichkeit haben, ihren Inhalt zu prüfen?
7. Wo endet nützliches Vertrauen in einen geistlichen Lehrer, und wo fängt man an, ihm die eigene Verantwortung zu überlassen?
8. Gibt es eine moralische Stärke, die sich nicht an der Fähigkeit bemisst, zu siegen oder zu unterwerfen?
9. Steht die Fähigkeit, autonome Schöpfer zu erschaffen, höher als die Fähigkeit, makellos gehorsame Systeme zu erschaffen?

10. Ist eine Welt mit voller Freiheit möglich, aber ohne die extremen Formen vermeidbaren Leidens?
11. Wenn Schöpfer ein Netz bilden, welche Regeln könnten Streitigkeiten zwischen ihnen ohne einen obersten Richter beilegen?
12. Welche Freiheit sind Sie bereit, Ihrer eigenen Schöpfung zu schenken, auch wenn Sie wissen, dass sie Ihnen eines Tages widersprechen wird?

Entwurf einer persönlichen Ethik des Schöpfers

Dieser Text darf angefochten und umgeschrieben werden. Er ist als Ausgangspunkt gedacht, um eigene Grundsätze in Worte zu fassen, und nicht als Eid.

Ich erkenne die Grenzen meines Wissens an. Darum mache ich weder meine innere Stimme noch die Offenbarung eines anderen noch meinen eigenen Erfolg zum Beweis dafür, dass ich absolut im Recht bin.

Ich unterscheide Können und Recht. Dass ich etwas tun kann, heißt noch nicht, dass ich es tun darf; dass ich ein System geschaffen habe, macht seine Beteiligten nicht zu meinem Eigentum.

Ich suche umkehrbare Entscheidungen, bevor ich unumkehrbare treffe. Besonders dann, wenn für den Irrtum andere bezahlen werden und nicht ich.

Ich betrachte die Selbstständigkeit anderer als einen Wert, den ich berücksichtigen muss. Sie mag meinen Entwurf begrenzen, doch gerade dass es sie gibt, macht eine Schöpfung zu mehr als einer Verlängerung meines Willens.

Ich lasse Raum, meine eigenen Ansichten zu revidieren. Sollten Tatsachen eines Tages meine Kosmologie widerlegen, werde ich nicht zusammen mit ihr mein Gewissen aufgeben müssen.

Die letzte Seite. Eine unvollendete Karte

Auf dem Tisch bleibt ein Blatt Papier zurück, und darauf ist keine endgültige Zeichnung des Universums. In einer Ecke steht Arjunas Streitwagen. In einer anderen das Viereck eines Fensters, hinter dem jemand in der Dämmerung mit dem Gedanken an Gott gerungen hat. Dazwischen Gärten, Werkstätten, unsichtbare Leben, Welten auf dem Reißbrett, Stimmen, denen man glauben möchte, und Fragen, die man lieber nicht beantworten würde.

Man könnte über all das eine Pyramide zeichnen. Oder ein Netz. Oder man könnte das Blatt leer lassen und sich eingestehen, dass wir vorerst nichts wissen außer unseren eigenen Vorstellungen. Eine Unterscheidung ist jedoch schon jetzt kaum zu übersehen: Erschaffen und Besitzen, Glauben und Gehorchen, Verwandeln und Quälen sind nicht dasselbe.

Wenn dieses Buch überhaupt etwas erreicht hat, dann dadurch, dass es den allzu leichten Rechtfertigungen der Macht ihre Leichtigkeit genommen hat, statt eine fertige Wahrheit zu überreichen. Vielleicht genügt das für den Anfang. Vielleicht beginnt der Weg eines Schöpfers genau dort, wo er sich zum ersten Mal fragt: „Was wird freier werden, weil ich eingegriffen habe?“

Über den Autor

Maksym Stepanenko ist Unternehmer und geschäftsführender Partner der Innova Consulting Group. Seine beruflichen Interessen liegen an der Schnittstelle von Recht, Unternehmertum und neuen Technologien. *Der Schöpfer* ist aus persönlichen Überlegungen zu Gewissen, Freiheit und Verantwortung hervorgegangen.

Impressum

Erste deutsche Ausgabe · Ottawa, Kanada · 2026

Aus dem Russischen übersetzt. Originaltitel: *Творец. По ту сторону повиновения* (2026).

Konzept und philosophische Fragestellungen: Maksym Stepanenko. Der literarische Text des Originals und diese deutsche Übersetzung entstanden mithilfe von Werkzeugen der künstlichen Intelligenz.

© 2026 Maksym Stepanenko. Alle Rechte vorbehalten.